



Ungemähte Blumenwies', dich  
 Mäh' ich heut!  
 Ungeküßte, junge Maid, dich  
 Küß' ich heut!"

Warum dieses Gedichtchen fragst Du?

Nun einmal weil's herzlich ist, dann aber auch weil es mir gerade paßt; Du mußt Dich dessen erinnern, daß wir ein zweites Quartal beginnen, da ist doch der Redacteur verpflichtet seinen freundlichen Lesern Nachricht von sich zu geben und ihnen zu sagen, wie es ihm eigentlich um die Leber ist: das ist eigentlich, wenn sich Jemand an die erste Nummer dieses Blättchens gütigst erinnern will, wieder ein Leitartikel, aber, wie schon die Ueberschrift es besagt, ist's diesmal ein Freudartikel.

Hört es Leser und Freunde, höre es staunende Welt dem Redacteur ist wohl, und wie wohl ist es ihm!

Wie dem Fische, der auf dem kaum bespülten Steine lange gelegen und nun plötzlich durch reiche Fluthen flott wird, wie dem Vogel, dessen lang versperter Käfig geöffnet wurde, wie dem Burschen, dem ein unvermutheter Wechsel eingeht, so wohl ist mir, denn die hilfreiche Vorsehung hat ihre milde Hand aufgethan und mir eine Dorfschule bescheert!

Halt! Halt! Lieber Leser, ja keine Begriffsverwirrung, ich verwahre mich feierlichst dagegen, als hielte ich die Dotationen unserer Dorfschulen für so ausgiebig, daß man über eine solche ein Halleluja anstimmen könnte, also die Dorfschule wurde eigentlich nicht mir, sondern der Aehrenlese bescheert; und eine freundliche schöne Dorfschule ist es, die mir große Freude macht, und die auch meinen Lesern gefallen soll, aus welcher sie, wenn ich nicht irre, zum Theil auch manches lernen können.

Ich empfehle daher diese Dorfschule sammt Pfarrer, Schulmeister, Cantor und Diskantisten zc. jedermänniglich, sie ist echt heimisches Produkt, ganz nach dem Leben gezeichnet und macht sie meinen Lesern nur halb so viel Freude, als sie mir beim Lesen gemacht, so gefällt sie mir dann erst recht doppelt so gut.

Das ist, den' ich, Veranlassung genug zum Wohlbehagen, ich schliesse daher auch das Gedichtchen, das am Anfange steht, mit folgenden, nach meiner eigenen untrüglichen Ueberzeugung höchst wohlgelungenen, Versen:

Eitel prahlt ihr, eitel heute  
 Allesammt,  
 Denn so wohl wie mir ist heute  
 Keinem wohl.  
 Goldzitron' und Aepflein grün  
 Und Blumenwies',  
 Ungeküßte junge Maid und  
 Recker Knab,  
 Alle, Alle nehm' ich heut und  
 Druck Euch heut

sammt der Dorfschule in die Aehrenlese, und mache nun meinen Lesern für das nächste Quartal ein schönes Compliment und bleibe hoffentlich auch auf Weiteres Ihr wohlbehaglicher

Redacteur.

# Die Dorfschule.

(Ein Stück Dorfleben aus dem sächsischen Volke von M. Albert.)

## I. Der Schulmeister.

Wo im Winter an abschüssigen und eisglatten Bergabhängen der Schlitten, beladen mit dem knorrigen Buchenstamme, sich oft querüber fehrte und die Kasse, wiewohl an allen Vieren gut beschlagen von dem Zigeunerschmiede, ausgleitend sich in Zügel und Stränge verwickelten und der auf dem Sattelhengst reitende Dienstknecht seinen Peitschenschlag erschallen ließ, da hat jetzt die Sonne des Aprils den Schnee bereits weggetilgt; die Erde thaut auf, die geschmolzene Masse des Winters durchbringt tief ihre Poren und lockert die Aecker dem harrenden Pfluge. Hie und da dampfen die getränkten Thäler unter der Kraft der jungen Wärme und die grünen Weizen spitzen stehen allenthalben aus den tiefen Schollen hervor; immer mehr entzünden sich die Kräfte der arbeitenden Natur, und nun rege dich du braune Bauernhand, deine Ruhe ist zu Ende!

Regelmäßig ruht und arbeitet die Natur, tief hinein versflochten in ihr innerstes Leben und von ihr noch theilweise abhängig, wie die Pflanze ist ihr getreuester Sohn der Bauer. Aber Stand und Beruf sind verschieden und der Winter ist nicht für Alle die Zeit der Ruhe. Während in ihrem Korbe die Bienen den tiefen Winterschlaf halten, trieft der Fleiß von der Stirne des armen Schulmeisters in schweren Tropfen nieder; um ihn summt es und schwirrt es, ein zahlloser Bienenschwarm, und der Korb, die kleine Dorfschule, hat kaum Raum für Alle. — Ja, sie ist kaum etwas mehr als ein enger, bastener Bienenkorb die Dorfschule, die jetzt vor uns steht. Sehen wir uns um im Dorfe: weiße, blanke Häuser schimmern uns allenthalben entgegen und sprechen von Ordnung, Reinlichkeit und Wohlstand, wie sie unter jeder Zone des Himmels, in jedem Erdtheile zu finden sind, wo eine deutsche Hand den Spaten hingetragen und wo ein deutsches Weib um den Herd des Hauses waltet — aber die arme Dorfschule! Der altehrwürdige Spruch: „Treu am Alten!“ ist der Testamentspruch geworden, durch den sie von einem Geschlechte zum andern vererbt worden. Die Großväter erzählen, daß sie in undenklichen Zeiten nach einer großen Feuersbrunst, welche das ganze Dorf eingeäschert haben soll, aufgebaut worden sei. Das Alter hat das Gebäude fast blind gemacht, denn seine Fenster sind verklebt mit vergilbtem Notepapier; auf einer dieser papiernen Fensterscheiben erblicken wir noch deutlich die Spuren einer Leichenarie, worauf der Text zu lesen: „Begrabt den Leib in seine Gruft!“ Von Außen hat der Regen fast allen Kalk und Mörtel herabgewaschen und im Innern haben die Wände die gelbrothe Farbe einer gut angerauchten Meer Schaumpfeife. Das ganze Gebäude hat drei Zimmer: zwei Lehrzimmer, Communen genannt, und ein Zimmer für den Schulmeister. Testamente, Catechismen, A.-B.-Bücher, Dintenfassern und Federn liegen zerstreut umher auf den besetzten, verschobenen Tafeln, um welche herum die langen Bänke stehen, nur mit der Waldart aus mächtigen Buchenstämmen roh ausgehauen, — Niemand erinnert sich, wann das geschehen. — Durch dieses Gebäude ist die Jugend von drei oder vier Generationen hindurch gegangen, und diese düstern Räume waren in der sogenannten guten alten Zeit die Folterkammern der Volkserziehung; in ihnen haben jene Schulmeister gehaust, deren Leben und

Wirken von einer dürftigen Tradition nur noch in sagenhaftes Dunkel gehüllt wird, die ihre Schüler (wie uns besonders von Einem derselben noch mit Bestimmtheit berichtet wird) oft folgendermaßen anredeten: „Dea waoldknorren! dea wallfäsch! dea limhöken!“ und unter denen der Korporalstoc in lieblichster Blüthe stand, ja es gab einige Prügelwerkzeuge, z. B. die sogenannte pläk (sie wurde auch zum Schlagen des Balls gebraucht), die mit Recht der Schrecken der Schuljugend war. Die Begleiterinnen der vier- bis sechsfach bespannten Karbatsche, die an der Wand hing, oder besser wackelte, denn sie kam selten in den Zustand der Ruhe, waren Ruthen von der säuselnden Birke bis zum elastischen Gezweig der Haselstaude. In Bezug auf die leystern Prügelwerkzeuge soll über der Thüre unseres Schulgebäudes folgender Vers als Motto gestanden haben:

Die Hasel- und die Birkenruth  
Sind für böse Kinder gut.

Das Leben dieser Dorfschulmeister muß wohl ein ewiger, harter Kampf gewesen sein mit der Noth und den Bedürfnissen des leiblichen Lebens, denn wir wissen mit Bestimmtheit, daß Viele von ihnen eifrigst die Schneiderkunst betrieben und mit Nadel und Zwirn unter ihren Schülern saßen. Gar wenig trugen die sogenannten Sabbatalia ein, bestehend aus einem Bündel Kukuruzähren, Erbsen, Bohnen, Eiern u. dgl., welche die Kinder an jedem Sonnabende trugen. Mit Holz wurde die Schule in der Weise versehen, daß jedes Schulkind, wenn es früh Morgens um 5 Uhr und Nachmittags um 1 Uhr in die Schule ging, ein Holzstuck unter dem Arme trug. Brodsack und Holzstuck waren die untrüglichen Zeichen eines Schulgängers. In unserem Dorfe ist es einmal vorgekommen, daß ein Knabe den ganzen Winter über, statt mit seinem Holze in die Schule zu gehen, sich mit diesem unter eine abgelegene Brücke versteckte und hier bis zum Frühjahr einen ganzen Holzstoß anhäufte, ohne je über die Thürschwelle der Schule getreten zu sein; er ist später Dorfrichter geworden ohne eine Silbe schreiben zu können und hat, wenn ihm der Magistrat aus der Stadt eine Zuschrift über die andere schickte und der Notarius seine Brille vorlegt hatte, die Sünden seiner Jugend oft genug bereut. An seinen Schulveräumnissen trug aber die meiste Schuld jener Vers, der über der Klassenthüre zu lesen war.

Hatten für viele dieser Dorfschulen noch vor kaum zwei Jahrzehnten die Phönizier das Glas noch nicht erfunden und wurden ihre Fensteröffnungen mit sogenannten Schlämen verschlossen, so hielt auch das Papier nur sehr spät seinen Einzug in dieselben. In jenen Zeiten besaß jeder Knabe eine aus dem Holze des Birnbaumes gefertigte glatte Tafel, auf welche mit Feyer und Dinte geschrieben wurde; die Schrift wurde dann mit dem Taschenmesser wieder abgeschabt und so tabula rasa gemacht. Die Schreibekunst war überhaupt nicht ein Gegenstand des allgemeinen Unterrichtes; von den Knaben lernten nur die Bevorzugteren oder Geschickteren schreiben, die Mädchen gar nicht und es ist ein auch heute noch nicht ganz ausgerottetes Vorurtheil unserer Bauern, daß die Schreibekunst in der Hand der Weiber eine gefährliche, sittenverderbende Macht sei, die ihrer schon angeborenen List nur noch in manchen, bedenklichen Stücken zu Hilfe komme, und dann hätten sie überhaupt auch schon mit der Zunge genug. Hauptgegenstand des Unterrichtes war Lesen und Auswendiglernen aus Luters kleinem Katechismus, dem Gesangbuche und der Diebel oder dem Testamente. Während der Schulstunden wurde das Essen nicht versäumt.

Bevor in die leinenen Brodfäcke, die am Halse hingen, gegriffen wurde, erhoben sich die Kinder mit gefalteten Händen und der Erste sprach entweder das „Aller-Augen“ oder folgendes Gebet:

Speiß uns, o Gott, deine Kinder,  
Tröste die betrübten Sünder;  
Sprich den Segen zu den Gaben,  
Die wir jetzt auch vor uns haben,  
Bis wir endlich mit den Frommen  
Zu des Himmels Mahlzeit kommen.

Das wären so einige Züge jenes älteren Volksschullebens, wie es in den Räumen des Schulgebäudes zu finden war, das vor uns steht \*).

Da die Feldarbeiten bereits begonnen, sind heute die Schulstunden zum Erstenmale auf die eine Stunde von 6—7 Uhr Morgens beschränkt worden.

Wie das Kind in traumhafter Seligkeit die Muttermilch trinkt, so athmete heute der Schulmeister die laue Sonnenwärme des Aprils ein. Er hatte zum Erstenmale das Fenster wieder geöffnet, aber die Frühlingsluft ist stark und kräftig, wie der junge Most; sie versetzte den Schulmeister in eine Art Rausch und im Gefühle der Ueberschwänglichkeit seiner Freiheit griff er nach dem Flügelhorne und blies die Melodie des allbekanntes Liedes:

Wenn's Mailüsterl weht,  
Geht im Wald draus der Schnee,  
Da heben blau Beigerl  
Die Köpfl' in die Höh'

zum Fenster hinaus; — die gegenüber liegenden Berge hallten im Echo wieder. Aus dem Fenster zurücktretend öffnete er seinen Notenschrank und holte das Dictum für den nächsten Sonntag hervor; sodann zog er an einer Schür, welche in der anliegenden Commune eine Klingel in Bewegung setzte und nach kurzer Weile trat der Cantor herein.

„Was schaffen Sie, Herr Rector?“

„Neben Sie mit dem Glöckner den Diskant ein; ich werde mich indessen im Garten nach meiner Baumschule umsehen.“

„Gut!“ sagte der Cantor, „mir will ich vorerst den Hühnern noch einige Körner vorwerfen, und dann,“ fuhr er mit besorgter Miene fort „was werde ich heute zum Mittagessen kochen?“

„In der Kammer sind noch einige Kartoffeln,“ sagte der Schulmeister „machen Sie aber heute das Feuer in die Küche.“

„Gut!“ Er setzte sich seine Schildmütze auf und trat in den Hof. Der Hof war ziemlich geräumig, in seiner Mitte standen zwei alte, hohe Birnbäume — Honig- und Kaiserbirne — unter einem derselben lag auf drei

\*) Wen der Gegenstand anzieht, kann zu dem flüchtigen Bilde, das wir hier entworfen, noch einige treffende Züge aus der Darstellung von Fr. Fronius: Kinderleben im Haserlande (Sächs. Hausfreund 1866) hinzunehmen. Wir haben diese Züge nicht benützt, da einestheils unsere Darstellung schon vor einigen Jahren niedergeschrieben worden, anderntheils ein Zuviel für unsern Zweck nicht dienlich schien. Daß Einiges hier mit Fronius nahezu übereinstimmt, darf nicht befremden, sondern ist nur ein Zeichen dafür, daß auf beiden Seiten nichts einem falschen Humor zu Liebe erdichtet worden. Wir haben besonders die Stelle im Auge: U. dann hätten sie überhaupt auch schon mit der Zunge genug, ein Ausspruch, den wir mehrfach im Volke gehört haben.

Bfählen ein mächtiger, runder Stein, um welchen im Sommer an Sonntag-Nachmittagen die Adjuvanten saßen und Karten spielten. Auf einer Seite des Hofes stand der Holzschoppen, unmittelbar an denselben schloß sich der Stall für die „Vorstigen“ und an diesen ein kleiner Hühnerstall.

„Pui! pui!“ rief etlichemale der Cantor und das Geflügel schwirrte herbei, er streute Körner aus und indeß die Hühner um ihn herum emsig pickten, sprach er vor sich hin: „Sie gehören leider nicht zu denen, die da nicht säen und nicht ernten, und die ihr himmlischer Vater dennoch ernährt, er hält nur die Krähen, Dohlen und Sperlinge gastfrei, für das andere Geflügel muß ihm der Mensch sorgen und kaum schenkt er mir ein Ei dafür, daß ich diesen Freßern die Körner meines Cantorlohnes hinaussteue. O, wäre unser Herrgott nur acht Tage lang ein Cantor, er würde dann die Noth seiner Amtsbrüder besser kennen lernen und seine milde Hand etwas weiter aufthun. Er schritt der Küche zu und machte Feuer auf den Herd, aber der Rauch schlug zur Thüre heraus, da er mit heftig auf und ab geschwungener Mütze das Feuer zum Brennen zu bringen suchte. Endlich schlug die Flamme auf, hustend griff er nach dem Topfe.

Unmittelbar an den Hof schloß sich der schöne, große Schulgarten an, dessen eine Hälfte eine mäßig ansteigende Bergseite bildete, über welche ein Theil der doppelten Kirchenringmauer hinlief — die große, neu geweihte Kirche mit dem massiven Thurne, welcher das große Zifferblatt der Uhr zeigte, blickte freundlich herüber. In den Ritzen der Ringmauern aber nisteten die Sperlinge und die an einzelnen Orten heraushängenden Halme der Nester wehten im Winde, auch zwitscherten schon die ersten Schwalben um die Mauern und bauten fleißig für die nächste Brut.

Der Schulmeister stand im Garten; er überblickte den öden Raum und in guter Stimmung, wie er heute nun einmal war, erwachte in ihm eine mächtige Unternehmungslust; der schöpferische Gedanke fing an in ihm zu arbeiten. Vom allgemeinen Umrisse in's Einzelne sich vertiefend zauberte seine Einbildungskraft allmählig ein farbiges, erheiterndes Bild vor seine Seele: es war der neu umgearbeitete Schulgarten, wie er etwa im nächsten Sommer aussehen sollte. Vom Interesse und Geschmacke am Schönen, leitete er in Gedanken seine Unternehmungslust schnell über in's praktische Leben. „Sie sollen einmal sehen unsere Bauern und ihre Frauen und Töchter, was ein schöner Garten auf sich hat! Wenn sie am Sonntage aus der Kirche kommen und über den Planen gucken und sehen die schönen Blumenbeete, die saubern, mit Sand bestreuten Gänge und vor Allem die schattigdunkle Laube dort in der Ecke am Planen, da werden sie doch wohl Lust bekommen zu ähnlicher Gartencultur und in ihren Gärten nicht immer Zwiebel, Salat und Hyacinthen durcheinander mengen, und wenn es mir gelingt auch nur bei Einigen den Sinn für das Geschmackvolle und Schöne zu wecken, so werde ich das als eine gewisse Errungenschaft betrachten. Wohl bauen unsere Bauern ihre Felder an mit Fleiß und Ausdauer, aber wo es gilt dem Leben durch etwas Neues eine heitere Seite abzugewinnen, da bleiben sie gleichgiltig und stumpfsinnig beim Alten; sie haben nun einmal ihre tiefgewurzelten Herkömmlichkeiten und Gepflogenheiten, und wo die Großmutter einen Strauß von Rosmarin und Aurikeln pflückte, da setzt die Enkelin nicht leicht eine Ranunkel hin, und der köstliche Oleander erst ist eine zu herrliche Blume, die nicht taugt für ein Bauerngärtchen. Sie haben also auch ihre hergebrachten, eingebürgerten Blumen.

Das ist aber auch in allem Andern so, es fehlt diesen ernstern, schwerfälligen Leuten zu sehr an Beweglichkeit und Lebendigkeit des Geistes.“ So dachte der Schulmeister. Er sah eine Weile regungslos vor sich hin, dann spielte ein spöttisches Lächeln um seine Mundwinkel und ganz laut rief er aus: „O, es ist eine Dual ein Genie zu sein und unter diesen Bauern zu verkommen!“ Wie immer, wenn er eine Betrachtung gemacht hatte, kam ihm auch jetzt sein Maturitätszeugniß in den Sinn, er hatte nach demselben das Seminarium mit Auszeichnung absolviert und er hatte, wie er glaubte, es in diesem Dokumente schriftlich erhalten, daß er ein ungewöhnlicher Geist sei. Er hatte das Schriftstück dreifach abcopiren und die Copien amtlich beglaubigen lassen, zwei von diesen hielt er in einer Truhe versperret, die dritte hatte er zum täglichen Gebrauche stets bei der Hand, denn er las an jedem Morgen sein Zeugniß wenigstens einmal durch. Für das Original aber hatte er sich ein Kästchen anfertigen lassen, in diesem Kästchen war wieder ein Kästchen mit einem Schlosse versehen und in diesem zweiten Kästchen, als dem Allerheiligsten, lag in farbigem Papiercouvert das Original, dieses holte er nur dann hervor, wenn er irgend eine amtliche Belobung erhalten hatte. Dieses Schulzeugniß hatte für die Eitelkeit des Schulmeisters die Wirkung eines Ziehpfasters, es concentrirte dieselbe zu einem krankhaften Gebilde an seinem sonst gesunden Geiste. —

„Herr Rector!“ rief es von Außen, er kannte die Stimme, es war des Pfarrers Pauline, ein neunjähriges Mädchen.

„Komm doch herein Paulinchen!“ rief der Schulmeister, statt der Antwort aber flog ein Bündel Zeitungen über den Planen.

„Der Vater läßt Ihnen sagen, Sie sollten sich das Wachs zum Pfropfen holen,“ rief die Kleine, schwenkte lustig ihren Strohhut, den sie heute zum erstenmale aufgesetzt und jagte davon.

Der Schulmeister hob die Zeitungen auf und durchflog sie eiligst mit den Augen. „Kronstädter Zeitung vom 2. Januar 1860. — Siebenbürger Bote — auch noch aus dem Januar,“ murmelte er verdrießlich vor sich hin. „Alte Neuigkeiten! das Presbyterium zusammt dem Amt und der Communität halten sich gemeinschaftlich nur den Boten, der Pfarrer die Kronstädter Zeitung, und bis diese Blätter von Einem zum Andern wandern braucht's mindestens 4 Wochen, oft staut sich die Fluth auf bis zu 30 Exemplaren, dann packt sie der Curator in einen Quersack ein und schickt sie ungelesen wieder dem Pfarrer zurück — und dann erst bekomme ich den Ballen. O, sie kommen in Heuschreckenschwärmen diese dintebsprenkelten Eintagsfliegen unserer modernen Litteratur und in manchem Kopfe nisten sie sich ein und zehren Tag für Tag an dem frischen Grüne des Geistes bis sie ihn entblättern und dürre machen, — ich kenne keinen saftloseren Kopf als den eines ewig politisirenden Zeitungslesers.“ — Er hielt inne, dann lächelte er veröhnt, indem er bemerkte: „Ein Glück nur, daß es nicht in solcher Anzahl eminente Maturitätszeugnisse regnet.“

So war der Schulmeister ein Gemisch von Eitelkeit, gutem Willen, Halbheit der Bildung und vielleicht bedeutungsvoller geistiger Anlage. Das achtklassige Gymnasium mit der strengen grammatischen Zucht des Sprachstudiums hätte seine Anlagen bis zu einer gewissen Reife entwickelt und seinem Urtheile feste Gesichtspunkte gegeben, es hätte vielleicht etwas Fertiges aus ihm gemacht; das Seminarium aber hatte bei seiner enger umgrenzten, praktischen Bestimmung nicht hingereicht, seine Bildungsanlagen zu irgend einem

erträglichem Abschluß zu bringen. So ging er mit seinem Streben und Urtheilen immer über seine sichere Sphäre hinaus, in Gebiete, wo es ihm bei dem Mangel der nothwendigen Kenntnisse an allem Halt fehlte, mit einem Worte: Er war einer der unfertigen, halb gebildeten Geister, die ihren Beruf verfehlt und in Verhältnisse gekommen sind, welche die rechte Entwicklung ihrer Anlagen hemmen. Er war als Schulmeister in das Volk hinabgestiegen ohne den rechten Schwerpunkt des Berufsernstes — schwankend im Handeln, seine überfeinerten Lebensansichten in stetem Conflict mit dem verbgearteten Leben der Bauern, in dessen Mitte er stand. Die Bauern hatten daher nothwendigerweise eine Abneigung gegen diesen Schulmeister, die mehr in dem eigenthümlichen Wesen desselben, als darin beruhte, daß er ein Fremder und kein Einheimischer im Dorfe war.

Nachdem er sich den Gartenplan nochmals überdacht, ging er zu dem Pfarrer um das Pfropfwachs.

## II. Ein Conterfei.

War in Bezug auf den Schulgarten die Unternehmungslust des Schulmeisters heute besonders rege, so war es nicht weniger die des Cantors. Dieser dachte aber an nichts weniger als an die Erweckung des guten Geschmacks unter seinen Landsleuten. Er stand noch immer in der Küche und betrachtete den nun bereits brodelnden Topf mit den Kartoffeln, da erwachte auch in ihm der schöpferische Gedanke und vom allgemeinen Umrisse in's Einzelne sich vertiefend zauberte derselbe ein liebliches, geradezu duftiges Bild vor seine Seele: das Feuer flackerte so lustig und er dachte, wie angenehm das doch sein müsse, wenn heute, als dem ersten Tage, an welchem das Feuer in die Sommerküche gemacht worden, einmal ein Geflügel am Bratspieße stecke und er aus den Kartoffeln lieber einen Salat zu Stande brächte. Bei diesem Gedanken überkam ihn eine sonntägliche Stimmung. Er rief den Glöckner.

„Du weißt,“ sprach er zu diesem, „ich habe zwei Enten, die mir der Wirthschafter durch sein Mädchen zum Neujahr schickte, weil dasselbe durch die neu eingeführte Lesemaschine so schnelle Fortschritte im Lesen gemacht. Ich trieb die Enten heute in die Nähe des Mühlendamms, hinter die Wohnungen der Zigeuner — Du kennst ja den Gänseanger, dort wirst Du sie finden bringe sie mir ohne Säumen heim!“

Der Glöckner ging, — der Cantor schwelgte im Vorgenusse der sichern Aussicht auf das heutige Mittagsmahl, nicht ahnend, daß ihn, den Harmlosen, in diesem Augenblicke das Schicksal dazu benütze, daß er zu äußerst ärgerlichen Verwickelungen den Anstoß gebe.

Bis aber der Glöckner die Enten bringt, wollen wir die Zeit dazu benützen ein Bild von unserem Cantor zu entwerfen. Stelle Dich, lieber Leser, zu diesem Zwecke mit mir in den Schulhof, etwas seitwärts vom Kaiserbirnenbaum, zehn Schritte vor die Schulküche, denn die Beleuchtung macht sich von hieraus am besten, und nun setze etwas eigene Phantasie und hilf mir ein sogenanntes Genrebild malen, dessen Vorwurf ein echter sächsischer Dorfs-Cantor ist.

Obenhin machen wir ein Stückchen Frühlingshimmel, dann zeichnen wir als Hintergrund und Umrahmung zugleich mit einigen Strichen das Schulgebäude. Das Dach hat alte, theilweise übermooste und verbagelte Ziegeln,

auf welche jetzt der Rauch aus dem gefährlich sich zur Seite neigenden Schornsteine niederschlägt. Auf ebener Erde läuft vor den drei Zimmerthüren ein offener Gang hin, dessen überhängendes Dach von uralten Eichenpfosten getragen wird, welche zugleich die kunstlosen Säulen des Ganges bilden, der Boden des Ganges ist mit Lehm einer Tenne gleich ausgeschlagen, hie und da aber ist er tief ausgetreten, oder es befinden sich in demselben in zahlloser Menge kleine, runde Löcher, welche die Schulknaben mit dem sogenannten Rändelwürger, einer Art kunstlosen Taschenmessers, ausgehöhlt, um mit den kleinen eisernen Kettengliedern, die noch hie und da von einem altväterischen Obergässer Sachsen, durchwegs aber von den Walachen, als Zierrath an der Messerscheide getragen werden und ein beliebtes Spielzeug bilden, nach demselben zu werfen. In der Mitte dieses Ganges erblickten wir eine Art Höhle — es ist die Schulküche; die Thüre, die den Eingang zu derselben verschloß, ist verschwunden; in strenger Winternacht heizte einst mit ihr der Herr Rector bei großer Holznoth sein Zimmer ein. Den kleinen Raum der Küche erhellt jetzt eine prasselnde Flamme und beleuchtet in eigenthümlicher Mischung mit dem Sonnenlichte die Gestalt des Cantors: Er ist sichtbar vom Kopfe bis zum Fuße, und den Rahmen um ihn herum bildet das Viereck der Thüröffnung. Nun gehen wir flugs an unser Conterfei, weil aber der Name nicht selten ein Stück Physiognomie seines Besitzers enthält, so sei bemerkt, daß unser Cantor Georg heißt, welcher Name aber im Volksmunde durch eine kleine Nuancirung zu Georgi geworden, dem als Ehrentitel das unvermeidliche domne (domine) vorgelegt wird. Auf dem Kopfe sitzt eine gelblich-graue Tuchmütze, deren Farbe aber in ihren jungen Jahren schwarz war, diese Mütze ist mit dem Cantor alt geworden, ihre Gestalt ist halbflugelförmig, zu beiden Seiten trägt sie zwei härene, aufgeschlagene und oben mit einer vergilbten Masche zusammengebundene Deckel, die in kalter Winterszeit über die Ohren herabgeschlagen und unter dem Rinne zusammengebunden werden. Das Schild dieser Mütze bildet einen großen Halbkreis und steht wagerecht über die Stirne hervor, ist oben schwarz, unten grün lackirt, den Schatten dieses Schildes, der oft wie eine Mondfinsterniß auf dem Gesichte des Cantors liegt, verdrängt diesmal das Licht des Küchenfeuers. Das Gesicht des Mannes ist länglich, hager und faltenreich und läßt sogleich den Sechsziger erkennen. An der Stirne laufen über die Brauen weg drei tiefe Falten, die untere derselben grub unverlöschlich ein der Ernst des Pädagogen, die mittlere die Nahrungsorgen, denn der Cantorlohn ist knapp, selbst wenn man auch die Winterabbatalia hinzurechnet, die oberste Falte endlich grub die Zahl der Jahre in die Stirne. Die Augenbrauen sind selten ruhend, meist erscheinen sie von den Stirnrunzeln nach oben angezogen, eine Gewohnheit, die ihren Grund in der Aufmerksamkeit hat, mit welcher der Cantor die Lectionen der Schulkinder sich auffagen läßt. In eingetieften Höhlen zwinkern zwei graue, mehr schelmische als düstere Augen, die unendlich viel sagend sind; sie verrathen eine unverwüthliche gute Laune, die durch keine Mißverhältnisse des Lebens zu brechen ist, ja es scheint als würde sie durch dieselben erst recht geweckt. Die Nase ist kurz, an der Spitze kupferfarbig angelauten, ein untrügliches Zeichen, daß der Pädagog in sehr alter Gewohnheit statt dem Caffee ein Schnäpschen trinkt, wohl seine einzige geistige Nahrung. Von den Nasenflügeln herab, die Mundwinkel streifend und sich hier mehrfach verästend, ziehen sich zwei Wangenfalten und vereinigen sich unter dem spitzen, glattrasirten Rinne; sie beleben fortwährend durch ihr leichtes Spiel das ganze Gesicht. Die Lippen des

Mundes sind schmal, kaum erkennbar, die Unterlippe eingesunken, aber der Längenschnitt des Mundes groß, denn seit 45 Jahren muß der arme Alte auch jetzt noch oft sein Altisolo in der Kirche singen und dann den Mund weit öffnen, um die hohen Töne herauszuquälen. In dem Oberkiefer steckt noch ein einzelner Zahn, der das Mundstück des Pfeifenrohres wie ein Hacken festhält. Die Pfeife fehlt überhaupt nie im Munde, auch während des Unterrichtes; sie war dem Cantor immer eine Quelle unerschöpflichen Genusses, wenn sie gleich ohne Ausnahme nur mit Kartoffelblättern angefüllt wird. Diese Pfeife ist aus Holz und trägt vorne die zwei fein ausgeschnittenen Anfangsbuchstaben vom Namen ihres Besitzers; — eben qualmt sie mächtig auf und der Rauch schlägt vom Schilde der Mütze nieder. — Den Hals des Cantors umschließt eine fadenscheinige Cravatte, auch trägt der Cantor am Sonntage noch immer, festhaltend an alter ehrwürdiger Sitte, sein stark abgeschabtes Fuchsmante. Wie wir ihn jetzt vor uns haben trägt er eine Art engan anschließender, blauer Zoppe, vorne mit zwei Reihen Fischbeinknöpfen besetzt. Die Hosen sind schwarz und knapp an die Beine anschließend, fast bis ans Knie sind darüber gezogen die engen glänzenden gepuzten Stiefelröhren.

Aus seinem Leben heben wir nur zwei Ereignisse hervor: Den Tod seiner Frau und seine letzte Predigt. Er ging in früheren Jahren am Markttag regelmäßig mit seiner Frau in die Stadt. Sie verfertigte Stärke zum Steifen der Wäsche, er Handkörbe aus feinen Weidenruthen; die Weiden erwarben für diese Producte manchen Silberzwanziger, ließen aber das Geld immer in der Schenke. Es war ein eigenthümlicher Anblick, wenn das Ehepaar nach vorhergegangenerm heftigem Streite auf der Heimreise und in Folge dessen oft mit blutigen Narben im Gesichte in's Dorf hereinwankten, sich jetzt in gegenseitiger freundlicher Hilfeleistung unterstützend. Einst nun hatten sie sich auf dem Heimwege verspätet und die kalte Winternacht brach über sie herein; mit Mühe nur erreichten sie die Nähe des Dorfes, blieben aber beide erschöpft an der Straße liegen. Am andern Morgen wurden sie aufgefunden, mit Schnee überschüttet. Die domne Cantorin war zum Letztenmal in der Stadt gewesen; der Cantor aber raffte sich noch einmal in's Leben auf und schwur, einen neuen Lebenslauf beginnen zu wollen, da er so nahe daran war, seines Amtes enthoben zu werden. Er hielt seinen Schwur jahrelang und zeigte sich seit dem Tode seiner Frau überhaupt als ein brauchbarer Mensch. Nur einmal — an einem Ostertage — überlistete wieder der Dämon. Er sollte am ersten Feiertage in der Vesper predigen; dem Mittagessen aber war eine lustige Zecher der Abjuwanten gefolgt und als unser Cantor die Kanzel bestieg, fing er seine Predigt mit „Ebendeshalb“ an und schloß mit „denn“. Er hatte es diesmal wieder nur der Milde des steinalten Pfarrer zu verdanken, daß er nicht aus dem Amte gejagt wurde. Er schwur nun, nie wieder zu predigen und diesen Schwur hat er jedenfalls treuer gehalten, als den ersten. Da er denn für keine Frau mehr zu sorgen und keine Predigt mehr zu halten hatte, glaubte er nicht einsehen zu können, warum er sich in seinen alten Tagen nicht einen Trunk gönnen sollte. Er ist bei dieser Einsicht geblieben, ohne indessen je wieder betrunken gesehen zu werden.

Dies das Bild eines unserer alten, sächsischen Dorfcantoren. Diese Gestalten sind nun freilich längst aus der Mode gekommen und die jüngeren Collegien unseres Georgi haben eine in vielen Stücken veränderte Physiognomie; dieser aber ragte noch herüber aus einer alten in eine neue Zeit, wie das

Schulgebäude, dessen Bewohner er über 40 Jahre gewesen. Halten wir aber das Bild der alten Dorfschule und ihres Getreuen, des Cantors, ja fest als eine trübselige Erinnerung an die gute, alte Zeit, denn wir werden im folgenden sehen, wie der Geist der Verjüngung und des Fortschrittes, der, wenn auch langsam und die treibende Kraft unter eigenthümlichen Verwickelungen und Hemmungen bewährend, doch endlich bis in das entlegenste Dorf hineindringt, das Alte in seinen besseren Errungenschaften zwar festhält, aber das Verbraachte und Ausgelebte erbarmungslos wie abgetragene Felsen von sich streift und seine letzten Spuren vertilgt.

Der Glöckner hatte die Enten, treu dem Auftrage seines Vorgesetzten, in die Schulküche gebracht; — es war junges und fettes Geflügel. Der Enterich hatte zwei kleine, weiße Streifen am Flügel, die kaum erkennbar waren und er wußte nicht genau, ob der seine diese Streifen ebenfalls habe; die Größe und Farbe des Geflügels traf aber vollständig mit den sonstigen Kennzeichen seines Entenehepaars zusammen und im Nu waren beide Enten gerupft und drehten sich lieblich duftend vor dem Feuer am Spieße. Die Federn sammelte der Glöckner und warf sie hinter den Hühnerstall, nicht ahnend, daß sie ein wichtiges corpus delicti werden sollten.

### III. Der Pfarrer.

So was Liebliches und Lockendes gibt es doch nicht, als einen stillen und freundlichen Pfarrhof auf dem Lande! wenn der junge Candidat gegen die theologische Prüfung rüstet und er sich gequält sieht von allen ägyptischen Landplagen und die Hoffnung vor ihm hergeht, wie die feurige Säule vor Israel in der Wüste, daß ihm der Herr werde eine Furth zeigen, wo er trockenen Fußes hindurchwalde durch die verderbliche Fluth und gerettet werde vor den Wagen und Rossen der nachrückenden Prüfungscommissäre: siehe! dann steigt es oft lieblich auf vor seinen Blicken wie säuselnde Lindenbäume; schattigdunkle Gänge, überwölbt von Fliederstauden und kleine Gebüsche von Himbeeren, lassen das frisch geweihte Pfarrhaus durch ihre Zweige gar lieblich durchschimmern und er geht in den Gängen auf und nieder und hat wie er meint, nichts anders zu thun, als die Predigt zu lernen. Wir werden in unserer Erzählung sehen, was davon eigentlich wahr ist.

Treten wir ein in den Pfarrhof. Er liegt etwa in der Mitte des Dorfes in der Nähe der Kirche. Gärten und Gehöfe bilden einen großen, jener von einem Zaune, diese von einem Blanke umfaßten Kreis. Mächtige Wirthschaftsgebäude, Scheuern und Kukurutzkörbe blicken aus dem Hinterhofe herüber; aber alle sind leer, denn die gute, fette Zeit der schweren Zehnterndte ist längst vorüber und die Krähen, die einst so gerne auf diesen Firsten Raft hielten, fliegen mit melancholischem Krächzen darüber hin und ihr Schreien und Rufen dringt bis in das stille Studirtübchen des Pfarrers und dann läßt er die Feder in's Dintenfaß zurücksinken und erwacht erst nach einer langen Pause aus seinen Träumereien; — ja, mit den Zehntscheuern zerfällt auch die breite und nach allen Seiten hin gesättigte Behaglichkeit des Pastorenlebens immer mehr. Der Garten zerfällt in den Baum- und Gemüsegarten. In dem Baumgarten, der von einem frisch geschabten und mit feinem Sand überstreuten Gange durchschnitten wird, geht der Pfarrer mit dem Schulmeister jetzt in eifrigem Gespräche auf und nieder. Die Pfarrerkinder tummeln sich mit einigen

Nachbarskindern den grünen Rasen entlang und freuen sich über den großen und freien Spielplatz. Sie sehen alle munter und rothbackig aus, diese Pfarrerskinder, denn auf den Pfarrhöfen gedeihen ja die Kinder vortrefflich. Pauline hat sich ein Loch mitten durch den Strohhut getreten und weint bitterlich; die Knaben necken die kleine und lachen sie aus; das erzürnt sie und sie nimmt einen Anlauf gegen die Spafsvögel; diese springen davon, als ob sie sich fürchteten; die Erzkürnte läuft ihnen hastig nach, bleibt mit dem Fuße an einer Baumwurzel hängen und stürzt jählings auf das Gesicht nieder; schreiend und heulend greift sie nach der blutenden Nase — da tritt die Pfarrerin aus der Küchentüre hervor: sie ist eine hohe und freundliche Gestalt; der Hausanzug mit der weißen, groben Linnenschürze kleidet sie gut; durch den Schrei aus der Küche aufgestört hält sie noch in der einen Hand eine abgeschabte Milbe mit der andern droht sie den Zungen; sie eilt nun auf die Kleine zu, hebt sie auf den linken Arm, wischt ihr tröstend mit einem Tuche das Blut aus dem Gesichte und trägt sie, den Zungen ihre Strafe androhend, mit verborgenem Lächeln in's Haus. Man sieht es in Allem, was sie thut, sie ist der versöhnende, gute Geist dieses Hauses und oft und oft liebt der Pfarrer in den Sprüchen des weisen Salomo C. 31, 10—31 das Lob einer guten Hausfrau und siehe! sie ist es selber, die Salomo gemeint hat.

„Wie in Ihnen heute der ganz lobenswerthe Plan erwacht, den Schulgarten umzubilden und daraus einen lieblichen Platz in unserem Dorfe zu machen, der unter unseren Bauern anregend wirken soll für die Gartencultur, die ich für ein sehr sicheres Zeichen geistigen und gemüthlichen Fortschrittes im Leben des Landbauers erachte, so ist heute auch in mir nach längerem Hin- und Herfinten ein Plan, der auf die Veredlung und Bildung unserer Bauern abzuweckt, zur Reife gediehen,“ sprach der Pfarrer, indem er stehen blieb und seine große, etwas hagere Gestalt vor dem Schulmeister aufrichtete und ein Gesicht zeigte, das die 50 Jahre des Mannes leicht errathen ließ und worin Freundlichkeit und Wohlwollen mit Geist, Entschiedenheit des Willens und Festigkeit des Charakters in Eins gemischt erschienen. Er ließ sein Auge nach der Dorfschule hinüberschweifen, von der die Firste des Daches sichtbar war: „Sie haben doch die Zeitungen, die ich Ihnen heute schickte gelesen?“ fuhr er fort.

„Mit nichten, Wohllehrwürden,“ entgegnete der Schulmeister, „die jüngsten Nummern sind schon über einen Monat alt und aus den Zeitungen will man doch Neuigkeiten erfahren, wozu taugen sie sonst?“

„Freilich ein Uebelstand,“ versetzte der Pfarrer, indem er die Hände auf dem Rücken kreuzte und seinen Gang wieder aufnahm, „aber es ist mit den Zeitungen wie mit frisch gebackenem Pfannkuchen und thut nicht immer wohl, das soeben vom Feuer kommende Gericht heißhungrig hinabzuschlingen, das macht dann nicht selten den verdorbenen Magen unserer Politiker. Wir Einsiedler auf dem Dorfe hier haben aber Zeit, alles aus dem großen, politischen Brühkessel kommende erst abkühlen zu lassen, gemächlich zu verdauen und uns schließlich ein nüchternes Urtheil zu bilden, das viel werth ist, wenn in der Stadt drüben die Köpfe brennend und flackernd aneinanderfahren.“

Der Schulmeister schwieg theilnahmslos, denn er hatte gegen Alles, was Zeitung und Politik hieß, einen Widerwillen, wie Wallenstein gegen den Hahnenschrei.

„Nun sehen Sie“, fuhr der Pfarrer fort, „Viele verzweifeln, wenn sie unser kleines Völkchen und sein politisches Leben betrachten, an seinem nationalen Bestande. Es fehle der großen Masse durchaus an einem frischen, lebendigen Nationalbewußtsein, heißt es, und vergeblich habe man in Verbindung mit dieser Klage das goldene Wort „Eintracht“, zumal in Coasten, bereits so breit geschlagen, daß man damit wie mit einem ähnlich behandelten Dufaten Roß und Reiter überziehen könne. Unsere geschichtliche Vergangenheit stünde vor den Meisten wie eine todt e Bildsäule, deren Herzklopfen sie nicht mehr fühlten. Diese Ohnmacht wurzele in dem Gefühle, daß man sich als Volk überlebt habe. — Ich hasse diesen Gedanken, so wie ich alle jene Zweifler hasse, die das selber sind, was sie am Volke tadeln. Und wenn der nationale Geist auch immerhin in der Asche der Thatlosigkeit vergraben sein sollte, so will es mir gerade in der letzteren Zeit ahnen, daß der kalte, schneidende Windzug einer ereignißvollen Zukunft, der bereits bis in die Gegenwart hereinweht, ihn wieder wecken werde. Wir Pfarrer sind nun allerdings, wenigstens unserem Berufe nach, keine sogenannten Politiker, aber doch wahrlich auch wieder nicht nur deßhalb da, um Sonntagspredigten zu halten. Wir haben auch an der Erhaltung des Volkes als einer Nation mitzubauen und fest und entschieden in's Auge zu fassen die geistig-sittliche Seite seines Lebens.“

„Aber die Kläglichkeit unserer meisten Volksschulen —“ rief der Schulmeister, der Pfarrer fiel ihm in's Wort.

„Sie haben Recht! eben will ich darauf kommen. Vor Allem bedarf unsere Volksschule der ernsthaftesten Beobachtung und der opferwilligsten Theilnahme, und hier komme ich nach langem Umherschweifen, wodurch ich Ihnen nur zeigen wollte, aus welcher tiefen Gründen ich zu meinem Plane gelangt bin, auf das eigentliche Thema und das will ich kurz machen.“

Er zeigte mit dem Finger nach dem Schulhause drüben: „Jener Straßenbettler dort, den wir noch immer schimpflicher Weise ein Schulhaus nennen, soll in nicht ferner Zukunft einem neuen Schulgebäude Platz machen, das seinem Zwecke vollständig entspricht und einem Dorfe, wie dem unfrigen, Ehre macht.“

„Wird schwer gehen, Wohlehrwürden,“ entgegnete kopfschüttelnd der Schulmeister. „Geld, Geld! Sie kennen ja doch unsere Bauern, und hat Jemand irgendwo ganz richtig gesagt, daß der Bauer einem Baume gleiche, der, je mehr man ihn schüttelte, desto spärlichere Früchte gebe.“

„Und ich werde es durchsetzen, es muß gehen, sage ich Ihnen. Ich werde meine ganze Persönlichkeit in die Verwirklichung dieses Planes legen, meine gesammte Thätigkeit soll darin ihren Brennpunkt finden und es muß gehen, sage ich Ihnen nochmals, oder ich bin umsonst Pfarrer dieses schönen Ortes. Schon nächsten Sonntag rufe ich das Presbyterium zusammen.“

„Entschuldigen, Wohlehrwürden“ sagte wieder der Schulmeister, „mit dem Muß kommen Sie bei diesen Leuten nicht weit.“

Der Pfarrer entfaltete nun nach praktischer Seite hin im Einzelnen die Durchführbarkeit seines Planes und einigermaßen eingenommen für die Sache, wenn auch am Erfolge noch immer zweifelnd, ging der Schulmeister zum Mittagmahle heim, mit dem ihn sein Cantor überraschen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Gendarmerie des Meeres.

Von Dr. Benno Matthes.

Von den unzähligen Geschöpfen, welche im Meere leben und in den Fluten sich tummeln, sind es unstreitig die Fische, welche sich am freiesten in dem unermeßlichen Wasserreiche bewegen, da ihnen die Natur Körper gegeben, die der erfinderische Menscheng Geist als unübertreffliche Modelle zum Erbauen der Schiffe erkennt. Der zum Durchfurchen des Wassers geschaffene Fischleib ist mit Ruderorganen, den Flossen und einem leicht beweglichen Steuer, welches auch als Ruder wirkt, dem Schwanz, versehen. Da sich der Fisch nun in einer Flüssigkeit bewegt, deren spezifische Schwere mit der des Fischkörpers ganz oder ziemlich gleich ist, so erklärt es sich, daß, wenn der überaus kräftige Muskelapparat die Fortbewegungsorgane in Thätigkeit setzt, er mit ungemeiner Leichtigkeit ungeheure Strecken fortgeschoben wird, und ohne die geringste Anstrengung pfeilschnell an den Werken der Kunst, den von der Kraft des Dampfes getriebenen Schiffen, vorüberschießt.

Ein Beispiel für die letztbezeichnete Art der Fische liefern besonders die Haie; ihnen fehlt die Schwimmblase, und dennoch sind sie so außerordentlich behende, daß sie als die schnellsten, die frechtsten, unverschämtesten und gefräßigsten Raubritter im Reiche der Fische berüchtigt sind. Doch untersuchen wir die Lebensweise dieser Verbrecher etwas näher, um zu erfahren, ob sie wirklich solche Titel verdienen, oder die armen Schelme und Opfer der Verläumdungssucht sind.

Das Geschlecht der Haie ist ein sehr altes; ihr Stammbaum wurzelt schon in den ersten Schöpfungsperioden, und ragt noch mit kräftigen Ästen und Zweigen in die Neuzeit hinein. Vor undenklichen oder — nach Schelling — vor unwordenklichen, d. h. urweltlichen, antediluvianischen Zeiten schon war dieses Geschlecht durch sehr viele Arten vertreten, welche uns noch gegenwärtig — *horribile dictu* — „die Zähne zeigen;“ denn diese allein sind übrig geblieben und in verschiedenen Gesteinen aufgefunden worden und beweisen, daß wirklich die in historischer Zeit bekannt gewordenen und noch lebenden zahlreichen Arten in jenen ersten Perioden des thierischen Lebens schon so viele Ahnen gehabt.

Und warum schuf die Natur so früh diese gräßlichen Räuber und warum so zahlreich in späterer Zeit? — Weil es im Haushalte der Natur nothwendig war, daß Ordnung herrsche, keine Thierklasse die andere durch übergroße Zahl verdränge! Im Reiche der Natur muß Gleichheit herrschen, und diese Gleichheit stellen im Wasser die Raubfische, im Meere ganz besonders und vorzugsweise die Haifische her; sie gestatten keine Uebertretung der natürlichen Gesetze, — sie sind die „Gendarmen des Meeres;“ — Einzelnen zwar unbequem, im Allgemeinen nützlich, wie Gendarmen überhaupt.

Die Meeresebewohner, welche sie zu beaufsichtigen haben, sind vorzüglich die Fische, Thiere, deren wahrhaft unererschöpfliche Fruchtbarkeit bekannt ist, und von denen z. B. Haringe 40,000, Schollen 1.300,000, Störe 6.000,000, Stockfische 9.000,000 Eier jährlich legen, wodurch eine Uebervölkerung des Meeres, bei der Fruchtbarkeit aller Fische überhaupt, in kurzer Zeit eintreten, ein allgemeines Absterben aller Seethiere und ein Untergang der Erdbewohner, durch Verpestung der Atmosphäre, unausbleiblich folgen

würde. Es ist nicht zu verkennen, daß auch viele Meersäugethiere, Seevögel und andere Raubfische einer Uebersättigung entgegenwirken; aber alle zusammen leisten nicht das, was die Haie durch ihre außergewöhnliche Gefräßigkeit leisten, und deshalb ist es berechtigt, sie nützliche Thiere zu nennen und mit Gendarmen zu vergleichen.

Da dieses edle Raubrittergeschlecht auch anderweitig interessant ist, weil es das Endglied der Klasse der Fische bildet und als solches in der Organisation schon viel Eigenthümliches besitzt, was andern Fischen abgeht, sogar etwas Säugethierartiges nicht verkennen läßt und vergleichsweise die Säugethiere unter den Fischen vertritt, wie die Wale unter den Säugethieren die Fische, so dürften diese Veteranen wohl eine allgemeine Aufmerksamkeit verdienen.

Das Knochengerüst der Haie besteht aus Knorpel und Gräten — weshalb sie zu den Knorpelfischen, Chondropterygii, gezählt werden — und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß bei den Männchen Hinterbeine vorhanden sind, welche jedoch die allgemeine Körperhaut nicht durchdringen. In dem Schädel eingekapselt liegt ein sehr vollkommenes Gehirn, vollkommener als bei den übrigen Fischen, weshalb man auch berechtigt ist, bedeutendere intellektuelle Fähigkeiten zu erwarten. Die Oeffnung des mit mehreren Reihen sägeförmig stehender, großer, spitzer und schneidiger, dreieckiger, meist noch gezählelter, beweglicher Zähne bewaffneten Rachens befindet sich quer unter dem verlängerten Schnauzenende, wie dieß bei der Ordnung der Fische, welche man Quermäuler, Plagiostomi, nennt, allgemein der Fall ist. Einige Haiarten, z. B. Hunds- und Katzenhai, besitzen am oberen Theile zwei, mit den Athmungsorganen, Kiemen, in Verbindung stehende Spritzlöcher. Die Kiemen sind, wie bei allen Haftkiemern, Plectobranchii, an ihren äußern Rändern mit der Körperhaut verwachsen und können durch keinen Kiemendeckel geschlossen werden, weshalb man an beiden Seiten des Halses fünf offene Löcher oder Kiemenpalten erblickt. Das Auge vieler Haie ist, wie das der Seehunde, mit einer Nickhaut versehen. Der Leib ist lang, spindelförmig und mit einer Haut bekleidet, in welcher scharfe Knochenförmchen eingeschoben sind, die sich wie eine Feile anfühlen, weshalb sie von Tischleren und Drechsleren als solche benutzt wird und unter dem Namen Chagrin in den Handel kommt. Der Flossenapparat ist sehr kräftig und zweckmäßig, doch bei den besonderen Haiarten verschieden.

Die kleinen Haie beginnen sehr bald den Fischen nachzustellen und üben sich in der Kunst des Vielfressens so viel als möglich, weshalb sie sich schnell entwickeln und nach mehreren Jahren schon zu ganz respektablen Kadetten herangewachsen sind, aus welchen sich die Meergendarmen naturgemäß rekrutiren, und die viele Milliarden zählende Armee stets auf Kriegsfuß sich befindet. Das ganze Corps ist von Natur in viele verschiedene uniformirte größere und kleinere Arten eingetheilt, welche in verschiedene Meere postirt sind, um daselbst alle lebenden Geschöpfe zu arretiren und der Sicherheit wegen zwischen den Zähnen einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, dann in das Arrestlokal des Magens zu spediren und den Prozeß bis in die einzelnen Elementartheile zu verfolgen. Die Gefräßigkeit der Haie ist in der That außerordentlich, und sie lassen sich in dieser Beziehung nie einen Dienstfehler nachweisen, denn selbst wenn das Arrestlokal schon so vollständig gefüllt ist, daß die Inhaftirten

am Eingange sichtbar sind, wissen sie sich zu helfen, sobald noch lockere Baga-  
bunden in Sicht kommen, sie machen es wie College Lucullus und andere  
berühmte Männer, entledigen sich der angehäuften Massen und fressen auf's Neue.

Um sich annähernd einen Begriff von der Schnelligkeit dieser Schwimm-  
gendarmen zu machen, muß man Augenzeuge gewesen sein, wenn sie fliegende  
Fische attackiren. Die schleunigste Flucht rettet diese leichtbeweglichen, mit  
großer Schwimmblase und sehr langen Flossen versehenen Thiere nicht; denn  
wie der Blitz fährt der erbarmungslose Erbfeind in die hastig fliehenden Thiere.  
Im Augenblick der höchsten Angst aber üben die Verfolgten mittelst ihrer  
flügelartigen Brustflossen einen gewaltigen Druck auf die Oberfläche des Wassers  
aus und schwingen sich plötzlich, wie auf Commando, aus dem Wasserreiche  
hinauf in das luftige Meer, woselbst sie sich, durch fortwährend sehr schnelles  
Bewegen der Brustflossen, einige Zeit erhalten und in einer geraden Richtung,  
die sie nicht willkürlich ändern können, drei- bis vierhundert Schritt fort-  
bewegen, also in der Luft schwimmen oder, was dasselbe ist, fliegen, um sich  
vor den Zähnen des Gegners zu retten. Aber Gendarme Hai ist pffiffig und  
kennt solche Kniffe, mit Kraft und Geschicklichkeit läßt er seine Brustflossen  
arbeiten, und mit gewaltigem Flossenschwanz peitscht er das Meer; schnell  
schießt sein Körper durch die tiefblauen Wogen, hoch ragt die Rückenflosse über  
den Wasserspiegel und glänzt im Scheine der Sonne wie polirtes Silber.  
Noch immer schwimmen die Fische in der Luft; — doch in der eingeschlagenen  
Richtung da schaukelt ein Schiff in den wellenlosen Fluten; — zehn, zwanzig,  
dreißig der unglücklichen Luftschiffer scheitern am Tauwerk, den Segeln, Masten  
und Masten und fallen auf Deck; die übrigen sind glücklich den Klippen ent-  
ronnen und stürzen gerettet in's Meer. Gerettet? o nein! der sie verfolgende  
Dämon war ihnen gefolgt, fuhr mit des Gedankens Schnelle unter dem Schiffe  
hindurch und befand sich genau an der Stelle, wo die ermüdeten Fische ein-  
fielen; sie sind nicht gerettet, massenhaft verschlingt sie die jetzt auf dem Rücken  
schwimmende Meereshyäne.

Die Gefräßigkeit der Haie hat noch einen besonderen Nutzen; denn  
nicht nur das Lebende verwandeln sie in Todtes, sondern auch dem Todten  
sind sie Sarg und Todtengräber. Es ist ein trauriger Nutzen, traurig für die  
Seefahrer, aber gerade von diesen als Nutzen erkannt: die Tausende von  
Menschen, welche alljährlich in den trügerischen Wogen ihren Untergang finden,  
treiben wenigstens nicht monatelang auf den salzigen Fluten und grinsen den  
Bewohnern der Schiffe ein grausiges „Memento mori“ entgegen. Freilich  
nützen in dieser Beziehung nur die größeren Haiarten, der Hammer- und  
Sägefisch und drei andere Spezies; die übrigen sind zu klein, nur sechs bis  
acht Fuß, einige nur zwei Fuß lang. Eine enorme Größe erreichen nur drei  
Arten: der in nordischen Meeren lebende vierzig Fuß lange Riesenhai, *Salancho*  
*maxima*, der in den Eistregionen haufende dreißig Fuß messende Eishai,  
*Scymnus glacialis*, und dann derjenige, welcher das Diplom als „Menschen-  
freßer“ erhalten hat, somit Ehrenmitglied der Kannibalen geworden ist und  
eine besondere Beachtung verdient. Es ist dieser Bevorzugte der gemeine Hai,  
*Squalus carcharias*, der, weil er nach einem Bericht aus alten Zeiten den  
Propheten Jonas einst an das Land geworfen hat, *Jonashai* genannt wird.  
Er wird dreißig Fuß lang, ist unstreitig der schnellste und gefräßigste des  
ganzen Geschlechtes und deshalb der Schrecken des Meeres. (Schluß folgt.)

Verantw. Redacteur: **Peter Josef Frank.** Hauptmitarbeiter: **Gustav Seiverth.**

Druck und Verlag von Josef Drotteff in Hermannstadt.